

Zum inneren Leben

Vor dem Willen Gottes

Herr, Jesus Christus, bilde das Antlitz meines Herzens um. Gib mir den christlichen Geist der lautereren und schönen Gewissensklarheit.

Gib mir die von deiner Gnade geschenkte und von deinem Gesetz gelenkte Freiheit des Christenmenschen. Gib mir deine eigene Ehrfurcht vor der Majestät des Gewissens in mir und in den anderen. Laß mich in den Entscheidungen meines Herzens nie das Wort Gottes überhören, dein Wort, du im Sakrament so stummes und überhörbares Wort Gottes.

Laß mich deinen Willen erkennen, deinen Willen für mich, deinen Willen gerade jetzt in diesem Augenblick meines Lebens. Ich weiß, Herr, daß ich immer wieder deinen Willen umzubiegen suche nach meiner Laune. Mein Herz kennt die tausend Kunststücke der Dialektik des sündigen Menschen, so lange mit meinem Gewissen zu handeln und zu feilschen, bis es nachgibt und nur noch das befiehlt, was ich will und gerne tue.

Von den vorentschiedenen Leitbildern meines Lebens befreie mich. Erleuchte mich. Gib mir den Mut, mit unerwarteten Forderungen von dir zu rechnen, den Mut, mir von dir etwas zutrauen zu lassen, wozu meine Kräfte nicht auszureichen scheinen, den Mut an deine Kraft in meiner Schwachheit zu glauben und sodann nach deinem Willen zu fragen.

Hugo Rahner

Gottes Lektüre

Geistliche Lektüre bedeutet auch: geistlich zu lesen, das heißt in geistlicher Weise zu lesen. Geistlich liest, wer es mit dem Verlangen tut, Gott näher zu kommen. Viele, wenn nicht die meisten Menschen, lesen, um ihren Wissensdurst zu stillen oder ein bestimmtes Interesse zu befriedigen ...

Der Zweck geistlicher Lektüre liegt nicht darin, Wissen oder Information zu erwerben, sondern Gottes Geist über uns verfügen zu lassen. So seltsam es klingen mag, geistliche Lektüre heißt, uns selbst von Gott lesen zu lassen!

Die entscheidende Frage ist nicht, was wir lesen, sondern wie wir etwas lesen. Geistlich lesen heißt, andächtig zu lesen, mit innerer Aufmerksamkeit für die Regungen des Geistes Gottes in unserem äußeren und inneren Lesen. Mit dieser Aufmerksamkeit werden wir es Gott möglich machen, uns zu lesen und uns zu erklären, wie es in Wahrheit mit uns steht.

Henri J. M. Nouwen in: „Dem vertrauen, der mich hält“ (Verlag Herder, Freiburg 2003).

Augenblick der Ewigkeit

Will man auf Gott hin leben, muß man Meister Eckhart zufolge versuchen, ohne „Warum“ zu leben. Man muß versuchen, das Leben von jedem „um zu“ zu befreien. Gewöhnlich verrichtet man eine Handlung mit einem bestimmten Ziel, das wiederum auf ein noch weiter entferntes Ziel gerichtet ist. Eckhart ruft dazu auf, im Bereich des Möglichen auf eine solche Instrumentalisierung des Handelns zu verzichten. Man muß bei der Handlung, bei dem Ding, bei der Situation, bei dem Augenblick selbst bleiben. Dann kann dieser Augenblick zu einem „ewigen Jetzt“ werden. Dann bricht darin die Ewigkeit durch, bricht eine Zeit an, die alle Augenblicke der Zeit sozusagen in eine einzige Unschiedenheit zusammenballt. Dieses „ewige Jetzt“ ist nicht weniger als der Durchbruch Gottes.

Leo Oosterveen in: „Alltägliche Transzendenz“, hg. von Angela Berlis/Manuela Kalsky (Lit Verlag, Münster 2003).

Von Eis zu Wasser zu Dampf

Im Wandel der Gottesvorstellungen: Was schätze ich am Christentum? Persönliche Erfahrungen

Von David Steindl-Rast

Auf unsere Frage „Was schätze ich am Christentum?“ haben in der CiG-Reihe Christen und Nicht-Christen auf mannigfaltige Weise geantwortet. So ist ein reicher Strauß an Erfahrungen und Einsichten zusammengelassen. Eine ausführliche und zur weiteren Diskussion anregende Antwort erreichte uns von dem bekannten Benediktiner und Buchautor David Steindl-Rast. Er wurde 1926 in Wien geboren, studierte Kunst und Anthropologie und promovierte in Psychologie. 1953 trat er in den USA einem kontemplativen Zweig des Benediktinerordens bei. Einem größeren Publikum wurde er vor allem durch seine Bücher bekannt, die von spannenden interreligiösen Begegnungen mit Mönchen aus buddhistischer und hinduistischer Tradition erzählen. Vor diesem Hintergrund ist folgender Beitrag zu lesen und zur Debatte gestellt. red

Um der Klarheit willen möchte ich die Frage, die mir hier als Titel aufgegeben wurde, genauer formulieren. Der Begriff „Christentum“ kann ja vielerlei bedeuten, je nachdem ob er in einem kulturellen, politischen, religiösen, geistesgeschichtlichen oder anderen Zusammenhang steht. Ich verwende ihn hier – einengend – für die christliche Lehre und – weiter einengend – für das Herzstück dieser Lehre, das christliche Gottesverständnis. Diese Einengung ist für mich notwendig, weil sich in meinem langen Leben als Christ und als Mönch manches andere, das ich am Christentum schätzte, als fragwürdig erwiesen hat.

Die anfangs gestellte Frage spitzt sich also für mich auf folgende zu: Was bewegt mich dazu, mich zur christlichen Lehre von Gottes Dreieinigkeit mit Überzeugung zu bekennen? Die Kurzantwort lautet: persönliche Erfahrung – eine Erfahrung, die so tief wurzelt, daß sie über individuelles Erleben hinausreicht und Allgemeingültigkeit beansprucht. Meine längere Antwort wird zu zeigen haben, auf welchem Erfahrungswege ich zu dieser Überzeugung gekommen bin, was sie beinhaltet, und was sie für die Zukunft verspricht.

Zunächst mein Erfahrungsweg. Seit meiner Kindheit in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hat sich vieles in unserer Welt verändert. Meine Erinnerung reicht zurück in die Zeit vor dem Internet, vor dem Fernsehen, vor den Autobahnen. Der Flugverkehr hatte kaum begonnen, und unser Kino nannte sich stolz „Tonfilmtheater“, weil Stummfilme schon seltener wurden.

Jeder Mensch ein einzigartiger Mystiker

Weit schwerwiegender als diese äußerlichen Veränderungen sind aber die unserer Innenwelt. Ich habe einen Bewußtseinswandel miterlebt, der sich zum Beispiel in einer ganz anderen Stellung der Frau in der Gesellschaft ausdrückt, in einer Umwertung der Sexualität, in einer neuen Sensibilität für Menschenrechte. Der tiefgreifendste Umschwung aber betrifft entschieden das vorherrschende Gottesbild.

Die Gottesvorstellung, die von der westlichen Gesellschaft vor sieben Jahrzehnten weitgehend vorausgesetzt wurde, verhält sich zur heutigen wie Eis zu Wasser – oder soll ich sagen, wie Wasser zu Dampf? Beide Bilder erscheinen mir zutreffend. Was starr festgelegt erschien, ist flüssig geworden; was begrifflich, ja fast greifbar erschien, hat sich „verflüchtigt“.

Was liegt dieser umwälzenden Veränderung zugrunde? Ganz kurz gefaßt: Ein Wertwandel. Bis vor kurzem galt begriffliche Erfassbarkeit als höchster Wert. Heute bewertet ein ständig wachsender Teil der Gesellschaft das persönlich Erlebte höher. Im religiösen Bereich äußert sich das als fortschreitende Entwertung der Dogmatik und als „Popularisierung“ der Mystik. Ich verwende hier den Begriff „Mystik“ im Sinne von „persönlicher Erfahrung göttlicher Wirklichkeit“. In meiner Kindheit galten Mystiker als ganz einzigartige Menschen; heute sehen wir mit Recht in jedem Menschen einen ganz einzigartigen Mystiker – zumindest der Veranlagung nach. Ob wir dieser Veranlagung gemäß leben, ist damit noch nicht gesagt.

Hätte sich jemand in der Mitte des 20. Jahrhunderts, als ich Mönch wurde, angemaßt, mystische Erfahrungen zu besitzen, er wäre niemals in ein Kloster aufgenommen worden. Trotzdem zielte meine mönchische Ausbildung in jeder alltäglichen Einzelheit darauf ab, die persönliche Erfahrung der göttlichen Wirklichkeit zu fördern und zu vertiefen. Wir jungen Mönche wären aber wohl ebenso erstaunt gewesen, hätte jemand das „Mystik im Alltag“ genannt, wie Molières Bourgeois Gentilhomme erstaunt war, daß er sein Leben lang in „Prosa“ sprach, ohne es zu ahnen.

Gipfelerlebnisse bei Buddhisten, Hindus, Pima, Schoschonen, Maoris ...

Ein Jahrzehnt später zeigte Abraham Maslow von der Psychologie her, daß Gipfelerlebnisse („Peak Experiences“) praktisch im Leben jedes Menschen vorkommen, und von klassischen mystischen Erlebnissen in keiner Weise unterscheidbar sind. Welche Tragweite Maslows Pionierarbeit für die Geistesgeschichte besitzt, wird auch heute noch nicht voll gewürdigt. Damals wußte ich noch gar nichts davon, sondern war selber mit Pionierarbeit beschäftigt, und zwar auf dem Gebiet interreligiöser Begegnungen.

Mitte der sechziger Jahre hatte ich die Erlaubnis bekommen, für längere Zeit mit Mönchen anderer Traditionen zu leben, besonders mit Buddhisten und Hindus. Bei diesem Experiment, das damals noch völlig neu war, zeigte sich etwas Erstaunliches: Mönche weit auseinanderliegender Traditionen fanden, daß sie in ihrem innersten mönchischen Streben eins waren; allen ging es um das Gleiche, um „die persönliche Erfahrung der göttlichen Wirklichkeit“. Das wurde uns so klar, daß selbst die Weigerung der Buddhisten, das Wort „Gott“ zu verwenden, die Einsicht nicht trüben konnte, daß wir alle mit derselben Wirklichkeit Erfahrungen machten.

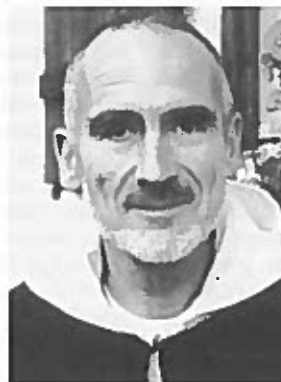
Zugleich wurde uns bewußt, daß eine Tradition sich von der anderen dadurch unterschied, daß ihre Aufmerksamkeit auf einen anderen Aspekt derselben Wirklichkeit gerichtet ist. So sehen Buddhisten die letzte Wirklichkeit vor allem als jenes namenlos Unaussprechliche, das Ursprung und Ziel allen Daseins ist und als existentielles Schweigen erlebt wird. Für Juden, Christen und Muslime steht dagegen im Zentrum des Blickfeldes das Wort (im weitesten Sinn), die Wirklichkeit, in der sich das letztlich Unsagbare doch ausspricht und so für uns und in uns gegenwärtig wird. Für den Hindu ist von letzter Bedeutung das Verstehen, das im Tun zu sich selbst kommt.

Diese Darstellung ist freilich in zu groben Linien gezeichnet. Bei ursprünglicheren Traditionen, die ich durch Kontakt mit Indianerstämmen wie den Pima und Schoschonen, mit Maoris und australischen Ureinwohnern kennenlernte, ist die Akzentsetzung nicht so ausgeprägt. Aber auch die oben erwähnten haben es immer mit der ganzen Wirklichkeit zu tun, so wie ja Schweigen, Wort und Verstehen untrennbar zueinander gehören. Die Einsicht, die hinter dieser schematischen Darstellung steht, hat mir jedenfalls taugliche Schlüssel für das Verständnis anderer Traditionen in die Hand gegeben. Vor allem aber haben mich die Begegnungen mit diesen Traditionen die christliche Gottesidee in ganz neuem Licht sehen und neu würdigen gelehrt.

Die Einheit von Schweigen, Wort, Verstehen

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt, dem eigentlichen Inhalt der christlichen Gottesidee. Geistesgeschichtlich betrachtet war es die größte Leistung Jesu des Mystikers, daß er – wie, auf andere Weise, Buddha vor ihm – aus dem Bannkreis des Theismus ausbrach. Gott ist für Jesus nicht die für den Theismus kennzeichnende Gottheit, die, von uns getrennt, uns gegenübersteht; Jesus erlebt sich als mit Gottes eigenem Leben lebendig. Daß er von Gott als „Vater“ spricht, schafft Raum für liebende Beziehung, trennt aber nicht; für semitisches Empfinden sind Vater und Sohn eins.

(Fortsetzung auf der nächsten Seite links oben)



Jedenfalls wird er schon in frühen Zeugnissen als ein Mensch dargestellt, der die göttliche Wirklichkeit für andere so überzeugend vergegenwärtigt, daß er nicht nur im Namen Gottes spricht, sondern selber Wort Gottes ist. Gottes eigener Lebensatem, der Heilige Geist, macht ihn lebendig, wirkt in ihm und läßt ihn den Vater sozusagen von innen her verstehen. Hier hat der Mensch am Sein Gottes Anteil, ist völlig eingetaucht in die göttliche Wirklichkeit. Gott ist keine Gottheit (auch nicht die oberste), sondern „in Gott leben wir, handeln und sind“ (Apg 17, 28).

Jesus selbst sieht dieses Einssein mit Gott keineswegs als ein Privileg, das ihm allein zusteht. Er will dieses mystische Bewußtsein allen zugänglich machen. Im Johannes-Evangelium ist das so ausgedrückt: „Alle aber, die ihn aufnahmen, ermächtigte er, Gottes Kinder zu werden“ (1, 12). Und Paulus prägt immer neue Wortformen, um klar zu machen, daß wir alle „in“ Christus am Leben Gottes Anteil haben.

Wenn Dogmen auftauen

So unausrottbar war jedoch der Theismus, daß der geistige Durchbruch Jesu wie ein Leck im Boot verstopft wurde, um so schnell wie möglich den Status quo wiederherzustellen. Die Lehre Jesu mußte uminterpretiert und dem theistischen Weltbild eingefügt werden. So wurde der Aspekt der göttlichen Wirklichkeit, den Jesus „Vater“ nannte, um die intimste Lebensgemeinschaft auszudrücken, zu einer von uns unendlich abgetrennten Vatergottheit. Schwieriger wurde es, die Teilnahme Jesu am Leben Gottes begrifflich in die Zwangsjacke des Theismus zu zwängen. Ganz überzeugend gelang das nicht, obwohl die schärfsten Geister sich drei Jahrhunderte lang darum bemühten. Die Teilnahme am Leben Gottes, die Jesus für alle Menschen gelehrt hatte, wurde jetzt auf ihn allein beschränkt. Mythische Umdeutung seiner Lehre machte ihn zum „Sohn Gottes“ im Sinne von „Abkömmling einer Gottheit.“ Der Heilige Geist, im ursprünglichen Verständnis einfach das göttliche Leben in allem Lebendigen, mußte nun als „Person“ verstanden werden, weil das im theistischen Rahmen erlaubte, wenigstens daran festzuhalten, daß „sie“ (der Heilige Geist wurde als weiblich konzipiert) untrennbar zur göttlichen Wirklichkeit „dazugehört“.

So wurden die Kennworte für die lebendige Gotteserfahrung Jesu – Vater, Sohn und Heiliger Geist – zur dreieinigen „Gottheit“ theistisch umgedeutet und dogmatisch eingefroren. Wir dürfen, was sich da ereignete, als geistesgeschichtliche Katastrophe betrachten, es steht uns aber auch frei, es positiv zu sehen. Die westliche Welt war einfach noch nicht reif für die Botschaft Jesu. Sie wurde zu etwas anderem, wie Wasser, das zu Eis wird. Was wir den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte verdanken, ist, daß in den Dogmen, die sie uns hinterließen, wirklich die bahnbrechende Gotteserfahrung Jesu enthalten ist, wenn auch in beinahe unkenntlicher Form.

An der Oberfläche jonglierten die Theologen mit Begriffen. Was sie aber ausdrückten, war – ihnen oft wohl selber unbewußt – die Ergriffenheit des eigenen Herzens von der persönlichen Erfahrung göttlicher Wirklichkeit. Jesus hatte davon, ohne die begriffliche Einengung, lebendiger und überzeugender gesprochen. Begrifflich eingefroren wurde aber das lebendige Wasser der Zukunft weitergegeben und für ein künftiges Tauwetter aufbewahrt.

Dennoch: in der Lehre der Kirche bleiben

Wir stehen an der Schwelle dieser Zukunft. Es beginnt zu tauen. Der Theismus bricht von innen her zusammen. Das ist ein Prozeß, den nichts aufhalten kann. Und warum nicht? Weil wir eine geistige Entwicklungsstufe erreicht haben, auf der unser Verstand seine eigenen Grenzen absehen kann. Wir wissen jetzt, daß der Seinsgrund jenseits dieser Grenzen liegt. Nur unserer mystischen Erfahrung ist dieser Seinsgrund zugänglich. Solche Erfahrung läßt sich nicht in Begriffe fassen, bestätigt aber, was die christliche Dreifaltigkeitslehre begrifflich zu vermitteln sucht. Die Mystiker aller Zeiten und Traditionen stimmen darin überein, daß Gottheit im theistischen Sinn – der Gott oder die Göttin mit olympischem Eigendasein – reine Erfindung ist. Die theistische Gottheit steht nur eine Stufe höher als der Weihnachtsmann und ist das Produkt unserer Verfangenheit in Konzepten. Wenn konzeptuelles Denken *Henri Bergsons* „réification statique“ (in etwa zu übersetzen: statische Vergegenständlichung, Verdinglichung) verfällt, wird Gott zur Gottheit.

Auch wenn wir diesen Prozeß durchschauen, kön-

Mexikanische Eva?

Der weibliche Blick auf die Eroberung Mexikos

Malinche hieß die Indianerin aus einem Land jenseits der Südgrenzen des Aztekenreichs, die *Hernán Cortés* bei der Eroberung Mexikos als Dolmetscherin und Konkubine zur Seite stand und Kinder gebar. Für die Mexikaner ist sie, wie *Octavio Paz'* Essay „Die Kinder der Malinche“ meisterhaft enthüllt, ein negativ besetzter Nationalmythos, der für die Geburt der Mestizenkultur Mexikos aus der Vergewaltigung Malinches und anderer Frauen durch die Konquistadoren steht. „Malinchista“ werden auch Verräter der Heimat und Kollaborateure mit den Fremden genannt. Malinche, Cortés nannte sie „Doña Marina“, war eine privilegierte Zeugin der katastrophalen Ereignisse der Conquista und der Folgezeit. Und doch ist sie für die Geschichtsschreibung eher ein Rätsel geblieben, ein Schicksal, das sie wohl mit vielen anderen wichtigen Frauen der Geschichte teilt. Die Autorin, *Anna Lanyon*, eine Australierin, ist von Malinche und deren Mythos fasziniert. Sie suchte in den historischen (spanischen und indianischen) Quellen der Eroberung Mexikos und den Orten, wo Malinche vor und nach dieser wohnte, nach ihren Spuren, wohl wissend, daß dies oft der sprichwörtlichen Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleicht. Aus „einer Handvoll Anekdoten und einer Menge Gerüchten“ vermochte sie nicht nur eine Doktorarbeit, sondern auch ein Buch zu machen, das sich wie ein spannender historischer Roman lesen läßt, mit vielen interessanten Beobachtungen über die schwierige nationale Identität Mexikos.

In indianischen Quellen (wie etwa dem Florentiner Codex), die Malinche als Dolmetscherin zwischen den Spaniern und den Azteken zeichnen, sieht die Autorin sie als Tabubrecherin und Bilderstürmerin, als eine Frau jenseits üblicher Konventionen dargestellt: eine ehemalige Sklavin, für die Azteken daher keine „Verräterin“, sondern eine Feindin wie die Spanier selbst, erlaubt sich, Moctezuma in die Augen zu starren. Die historisch verschwommene Gestalt Malinches gewinnt so die Konturen einer Frau, die ihren Weg in einer schwierigen Zeit selbstbewußt ging.

Ihre Dämonisierung als Mexikos nationale Übeltäterin gründet im mexikanischen Nationalismus Anfang des 19. Jahrhunderts. Aber die Stimmen, die sie des Verrats beschuldigten, waren gerade nicht die Stimmen der Eingeborenen oder Mestizo-Mexikaner. Sie kamen eher aus einer zahlenmäßig kleinen, aber einflußreichen weißen Elite der ausschließlichen von spanischen Vorfahren abstammenden Führungsschicht, die das politische und ökonomische Leben in der Kolonie seit der Conquista beherrscht hatte: den Criollos. Bei ihrer Absetzbewegung von Spanien verklärten sie die multi-

nen wir ihm verfallen. Dafür gibt es viele Gründe. Einer davon ist unser zähes Festhalten an alten Gewohnheiten. Ein anderer Grund ist der Druck, den religiöse Institutionen auf uns ausüben, die zwischen der Gottheit und ihren Mitgliedern vermitteln – und damit Geschäfte machen. Aus Gott läßt sich dagegen nichts herauschlagen; Gott ist jedem Menschen unvermittelt gegenwärtig. Aber oft ist uns das Sicherheitsgefühl, das eine selbstgebastelte Gottheit uns gibt, lieber als *Rilkes* Ausgesetztsein „auf den Bergen des Herzens“.

Selbst wenn wir es wagen, auszubrechen aus dem Gefängnis, das wir aus Konzepten aufgerichtet haben, drohen Gefahren. Die naheliegendste ist die Gefahr, jetzt umzukippen in begriffsfeindliche Gefühlsduselei. Oder es kann vorkommen, daß wir uns plötzlich entwurzelt fühlen und verloren, als ob wir bei Null beginnen müßten. Es besteht auch die Gefahr, daß wir uns auf uns selber zurückziehen. Dies droht dem unausgegorenen Mystiker ständig. Über alle diese Gefahren hilft die christliche Gotteslehre hinweg. Schon allein, daß sie von einer Tradition getragen wird, kommt dem Gefühl, entwurzelt zu sein, zuvor und gibt uns in einem größeren Ganzen ein Zuhause. Diese Lehre verlangt scharfes, aber nüchtern selbstkritisches Denken und zugleich die Glut persönlicher Gotteserfahrung. Wenn diese beiden aber zusammenkommen, dann schmilzt das theistische Eis der Dogmen und lebenspendendes Wasser sprudelt.

In vielen Gesprächen sagten mir nicht nur Christen, sondern auch Menschen, die dem Christentum fernstehen, daß die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes ihrer

ethnische vorspanische Vergangenheit Mexikos zum kollektiven indianischen Paradies und verdammten Malinche als mexikanische Eva, die mit ihrem Verrat bewirkt habe, daß ihr Volk aus dem Garten Eden vertrieben worden sei. Wie andere Nationen auch, so verdanke Mexiko seinen Untergang und seine Schande einer Frau.

Die Autorin plädiert mit weiblicher Intuition für eine andere Lesart. Malinche war gezwungen, dem Feind zu Willen zu sein, in einer verwüsteten Welt Kinder aufzuziehen, und sie mußte lernen, diese Kinder ungeachtet der bitteren Begleitumstände ihrer Empfängnis zu lieben. Sie und andere indianische Frauen sind die wahren Heldinnen der Conquista-Zeit. Ihnen und der positiven Einstellung der spanischen Krone zum Mestizierungsprozeß verdanken wir, wie die Autorin bemerkt, daß die iberisch-katholische Kolonisierung Mexikos letztlich anders als die angelsächsisch-protestantische Kolonisierung der USA oder Australiens verlaufen ist. Sie hat zur Schaffung einer Mestizenkultur geführt, in der die Gesichter der Indianer überlebt haben und die der Konquistadoren weitgehend verschwunden sind: verwischt und aufgesogen von der ausdauernden Lebenskraft der Indio-Frauen.

Mariano Delgado

Anna Lanyon „Malinche“

Die andere Geschichte der Eroberung Mexikos (Ammann Verlag, Zürich 2001, 239 S., 19,- €; als Taschenbuch: Goldmann-Verlag, München 2003, 240 S., 8,- €).

Überströmend

Dem Bergbach hör ich zu,
wie er herabrauscht
über die Felsschwellen
von nichts aufzuhalten.
Ich schaue ihm zu,
wie er schäumt und sprüht,
und kann ihn nicht erfassen
mit meinen Händen.
Ich denke an dich,
den Unfaßbaren, Gott,
wer könnte dich greifen,
begreifen wollen?
Kann doch jeder
mit allen Sinnen
dein Wirken erspüren,
in dich tauchen,
du immer im Kommen,
immer im Gehen
überströmend.

Aus der französischen Zeitschrift „Prier“.

eigenen mystischen Erfahrung entspricht. Hier haben wir es mit Allgemeingut der Menschheit zu tun, weil es um mystische Einsichten geht, die allen Menschen zugänglich sind. Hindus, Buddhisten, ja Menschen, die sich als Agnostiker oder Atheisten bezeichnen, haben mir das bestätigt.

Solange das theistische Weltbild in unserer Gesellschaft noch fraglos gültig war, verband uns Verantwortlichkeit vor der strafenden oder belohnenden Gottheit. Was seitdem unsere Epoche kennzeichnet, ist Verantwortungslosigkeit. Unsere Zukunft, ja unser Überleben könnte davon abhängen, daß wir eine neue, nicht-theistische Grundlage finden für verantwortungsvolles Umgehen mit Umwelt und Mitwelt. Die christliche Gottesidee wäre dafür einzigartig geeignet. Sie muß weder geglaubt noch bewiesen werden, sondern ist dem Mystiker in jedem Menschen direkt zugänglich. In der Beziehung zum „Vater“ ist alles Positive der theistischen Ehrfurcht bewahrt, aber ohne die Furcht. Die „Inkarnation“, die sich weder auf Jesus allein noch auf die Menschheit beschränken läßt, sichert dem ganzen Kosmos und jedem kleinsten Teil davon unsere Ehrfurcht und macht uns dafür verantwortlich. Wenn der göttliche Lebensatem den ganzen Kosmos füllt, alles zusammenhält und jede Sprache spricht, so sind wir als Menschheitsfamilie verantwortlich, uns von diesem Geist leiten zu lassen. Hier liegt die uns alle verbindende, für uns alle verbindliche Grundlage für eine verantwortungsvolle Gestaltung unserer Welt. Niemand muß uns das beweisen, noch müssen wir es jemandem glauben; wir brauchen nur unser menschliches Herz befragen und, was es uns sagt, tun.